

Claudia Schirdewan

Die
Bernstein-
tochter

Historischer Roman



Inhalt

Cover

Grußwort des Verlags

Über dieses Buch

Titel

Prolog

1.

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

Epilog

Nachwort

Über die Autorin

Weitere Titel der Autorin
Impressum
Leseprobe

Liebe Leserin, lieber Leser,

herzlichen Dank, dass du dich für ein Buch von beHEARTBEAT entschieden hast. Die Bücher in unserem Programm haben wir mit viel Liebe ausgewählt und mit Leidenschaft lektoriert. Denn wir möchten, dass du bei jedem beHEARTBEAT-Buch dieses unbeschreibliche Herzklopfen verspürst.

Wir freuen uns, wenn du Teil der beHEARTBEAT-Community werden möchtest und deine Liebe fürs Lesen mit uns und anderen Leserinnen und Lesern teilst. Du findest uns unter be-heartbeat.de oder auf [Instagram](#) und [Facebook](#).

Du möchtest nie wieder neue Bücher aus unserem Programm, Gewinnspiele und Preis-Aktionen verpassen? Dann melde dich für unseren kostenlosen Newsletter an: be-heartbeat.de/newsletter

Viel Freude beim Lesen und Verlieben!

Dein beHEARTBEAT-Team

Über dieses Buch

Samland im Jahr 1235: Mila lebt mit ihrer Familie an der Bernsteinküste nahe Königsberg. Ihre Mutter, eine Verfechterin des alten Glaubens, ist als Heilkundige hoch angesehen. Doch eines Tages wird ihr Dorf von Rittern des Deutschen Ordens überfallen. Sie zwingen die Bewohner, Christen zu werden – notfalls mit Gewalt. Bei dem Versuch zu fliehen, sterben Milas Schwester und ihr Vater. In letzter Sekunde rettet der Ritter Johan jedoch Milas Leben und auch ihre Mutter kann den Angreifern entkommen ... Während ihre Mutter auf Rache sinnt, fühlt Mila sich zunehmend zu Johan hingezogen und kämpft für ein Leben ohne Hass und Krieg – und der kostbare Bernstein ihrer Heimat soll ihr helfen, diesen Traum zu verwirklichen!

Die Bernstein- tochter

Historischer Roman



Prolog

Venedig, Herbst 1232

Der Sturm tobte seit Stunden durch die Kanäle. Unbarmherzig rüttelte er an den Fensterläden, als wollte er jedes Haus auseinanderreißen, in jede Luke eindringen. Dem Priester schauderte, als er in den wolkenverhangenen Himmel hochsah. War es über der Lagune je so finster gewesen? Was, wenn der Herrgott ihm tatsächlich zürnte? Wenn die Brüder recht hatten und er all die Jahre unter dem Bann des Satans gestanden hatte?

Sein Blick wanderte zum Tisch. Da saßen die beiden. Sie hatten nichts Böses an sich, im Gegenteil. Ein Geschenk Gottes waren sie, und wenn der Sturm, der durch die Gassen wütete, irgendetwas zu bedeuten hatte, dann war er ein Zeichen, dass seine Brüder beim Herrn in Ungnade gefallen waren – nicht er. Er zog die dünnen Lederfetzen wieder vor die Fensteröffnung und hielt dabei die Luft an. Doch der Gestank schien sogar durch die Ritzen des Mauerwerks zu ziehen. Es waren die Ausdünstungen von Angst, Krankheit und Elend, die in diesem Viertel allgegenwärtig waren und an die er sich dennoch nicht gewöhnen konnte. Der Priester runzelte die Stirn und bemerkte gar nicht, dass seine Finger das Kreuz, das an einer Schnur um seinen Hals baumelte, umfassten.

Ein Hämmern an der Tür riss ihn aus seinen Gedanken. Laute Stimmen drangen an seine Ohren, in denen es auf einmal rauschte. Er hörte den Triumph in ihren Worten. Es

war so weit! Auch der ungestüme Wind, ob vom Herrn gesandt oder nicht, hatte sie nicht aufhalten können. Mit zitternden Fingern bedeutete er der Frau und dem jungen Mann, die ihn flehentlich ansahen, still zu sein.

»Leise! Bitte!«, flüsterte er.

»Mach auf!«, tönte es von draußen. Die Tür schien bereits nachgeben zu wollen, schwankte in ihrem Rahmen wie eine Gondel auf dem Kanal. »Wir wissen, dass sie bei dir sind.«

Kurz schloss er die Augen. Seine Knie wurden schwach. Mühsam setzte er einen Fuß vor den anderen. Er musste öffnen. Sie würden nicht zögern, die Tür einzutreten!

»Mach auf!«, erscholl es erneut.

Er warf Maria einen Blick zu. Sie stand dicht an die Wand gepresst, als hoffte sie sehnlichst, dass das Mauerwerk sich auftun und sie verschlingen würde. Ihre Brust hob und senkte sich so schnell, als wollte ihr das Herz aus dem Leib springen. Sie umklammerte die rechte Hand des Jungen, der neben ihr stand und ihr über die schwarzen Locken strich, in denen sich einige graue Strähnen zeigten. Er raunte seiner Mutter einige tröstende Worte zu, und der Priester lauschte beinahe erstaunt. Wann war Lorenzos Stimme so tief geworden? Seit wann überragte er Maria um Haupteslänge? Für ihn war der Siebzehnjährige immer noch das Kind, das barfuß durch die Gassen tollte. Sein Sohn, den er so gern noch begleitet hätte. Sollte dies das letzte Mal sein, dass er den Blick der braunen Augen auffing, die den seinen so sehr glichen?

Hätte er sie nur aus der Stadt geschafft! Aber Maria hatte sich geweigert, wieder und wieder. Und er hatte in seiner Eitelkeit geglaubt, an diesem Ort wären sie sicher. Wer sollte sie hier finden, in den hintersten Winkeln der Stadt, wo der Mief der Kanäle den Menschen die Sinne vernebelte und sich Gauner und Dirnen herumtrieben?

»Gott unser Herr und Hirte wird euch beschützen!«, sagte der Priester leise und hoffte, dass sie die Zweifel in

seiner Stimme nicht hörten. Dann bekreuzigte er sich, löste den Riegel und öffnete die Tür.

Schwere Stiefel stampften über den Boden, schwarze Mäntel verdunkelten den Raum. Nur die Kruzifixe, die sie alle um den Hals trugen, reflektierten einen Rest des Tageslichts.

»Da ist sie! Mit dem Jungen!«

Giorgio. Der Priester hätte die dunkle Stimme des Wortführers überall erkannt. In seinen jungen Jahren hatte er selbst an seinen Lippen gehangen, Giorgios Predigten gebannt gelauscht und sich gewünscht, er wäre wie er. Bedeutend, ein großer Kämpfer für die göttliche Botschaft.

Er stieß einen Schrei aus und stürmte vorwärts, doch ein ausgestrecktes Bein brachte ihn sofort zu Fall. Er sank auf die Knie. Spürte Tritte in seinem Rücken. Sah, wie sie Maria von Lorenzo wegzerren. Jemand hieb mit einem Stock auf den Jungen ein, der wütend aufheulte. Er beobachtete, wie Lorenzos Hemd zerfetzt wurde. Wie das weiße Leinen sich rot färbte. Dann waren sie fort.

Zwei Männer griffen ihn unter den Achseln und zogen ihn hoch. Giorgio wartete neben der Fensterluke auf ihn und riss den ledernen Vorhang herab. Sie drückten seinen Kopf durch die Luke. Ein eiserner Griff in seinem Nacken. Ihm schwindelte. Was sollte das? Was wollten sie ihm zeigen? Wo waren Maria und Lorenzo?

Giorgio beugte sich zu seinem Ohr. Er legte ihm die Hand auf die Schulter. Beinahe, als wären sie alte Freunde. Etwas Saures stieg in seinem Hals hoch, doch er schluckte es herunter.

»Mein lieber Bruder«, hörte er Giorgios Stimme wie von weit her, »es tut mir leid für deine Seele, dass du diesen Irrweg gegangen bist. Doch lobe den Tag, denn der Herr gewährt dir durch mich die Umkehr.«

Der Priester starrte aus der Fensterluke. Maria und Lorenzo stolperten, bedrängt von den Männern, die steinernen Stufen auf die Gasse hinunter. Leute eilten

herbei, Rufe wurden laut. Für einen Moment keimte Hoffnung in ihm auf. Das waren Nachbarn, die er kannte. Leute, mit denen er manchmal geplaudert und denen Maria häufig einen Kanten Brot zugesteckt hatte. Freunde! Gewiss würden sie helfen.

Doch dann wurde der erste Stein geworfen. Er traf Marias Rippen, und sie gab ein Heulen von sich. Der Priester versuchte verzweifelt, sich zu befreien. Einer der Männer versetzte ihm einen Tritt in die Kniekehle, und er brüllte auf.

»Lasst sie! Lasst meine Frau in Ruhe!«

Doch die Menge war in Aufruhr. Nun trafen die Steine auch Lorenzo, und die Rufe wurden lauter und lauter.

»Sünder! Aus der Stadt mit ihnen!«

»Verschwindet! Teufelsbrut!«

Es wollte ihm das Herz zerreißen. Wieso ließen die Leute, die er für Freunde gehalten hatte, zu, dass Maria und Lorenzo wie Verbrecher durch die Gasse getrieben wurden? Mehr noch, sie selbst hetzten die beiden vor sich her. Wie Vieh!

Giorgio riss ihn zurück.

»Und nun zu dir!«

Er bedeutete zwei Männern, den Priester festzuhalten, und baute sich mit vor der Brust verschränkten Armen vor ihm auf.

»Was passiert mit ihnen?« Die Stimme des Priesters drohte zu brechen. »Was macht ihr mit meiner Frau, mit meinem Sohn?«

»Sie werden außer Landes geschickt«, entgegnete Giorgio mit hochgezogenen Brauen. Er bemühte sich offenkundig um einen mitleidigen Gesichtsausdruck, doch der Spott in seinen Augen entging dem Priester nicht, als er flüsternd antwortete: »Möge der Herr ihnen vergeben. Wie auch dir.«

»Du, mein Bruder, wirst einen anderen Weg einschlagen«, verkündete Giorgio mit einer salbungsvollen

Stimme, die erneut Übelkeit in dem Priester aufsteigen ließ. Er schluckte die Galle herunter. Er würde Giorgio nicht die Genugtuung verschaffen, vor ihm die Fassung zu verlieren.

»Wir geben dich in gute Obhut, auf dass du zurück zum Herrn und deiner Tugend findest.«

Dem Priester wurde wieder schwindlig. Er ahnte, was Giorgio mit ihm vorhatte. Die Angst legte sich wie ein Gürtel aus Eis um sein Herz.

Giorgio bekreuzigte sich. Eine nachlässige Geste, jedoch eine, die das Schicksal einer Familie besiegelte.

1.

An der Ostsee, Ende September 1235

Mila fiel neben ihrer Mutter auf die Knie in den weißen Sand, der von der Mittagssonne angenehm warm war. Nur die Algen und Holzstückchen, die allenthalben herumlagen, verrieten noch, dass in der letzten Nacht ein Unwetter über die Küste getobt war. Stunde um Stunde hatte die Familie in ihrer Hütte ausgeharrt und dem Heulen des Windes, dem Donner und dem Prasseln des nicht enden wollenden Regens gelauscht. Sie konnten von Glück sagen, dass das Dach standgehalten hatte.

Sanjas Finger fuhren andächtig durch den Sand, der an der Oberfläche schon wieder getrocknet war. In feinen Rinnsalen ließ sie die Körner durch ihre Finger gleiten. Sie stand auf, klopfte ihren Rock sauber und breitete lächelnd die Arme aus.

»Antrimpus war uns gnädig«, pries sie den Meeresgott, und die siebzehnjährige Mila nickte zustimmend.

»Komm, meine Tochter. Wir schauen, was wir finden. Nach dem Sturm von gestern müsste die Ausbeute gut sein.«

Sanja raffte ihren Rock, griff nach dem grob geflochtenen Weidenkorb und eilte barfuß in Richtung Wasser. Mila warf noch einen Blick zurück. Oberhalb der weißen Felsen, die steil zum Wasser abfielen, konnte sie zwischen den Birken einige Hütten ausmachen. Traurig bemerkte sie, dass mehrere Bäume gegen den Wind nicht

hatten bestehen können. Die weißen Stämme lagen da wie gefallene Soldaten.

»Komm, Mila!«

Das Mädchen seufzte. Sanja würde sie heute noch mehr als sonst zur Eile antreiben. In den letzten Wochen waren ihre Funde nur spärlich gewesen, und spätestens in ein paar Stunden würde die halbe Siedlung auf dem Weg zum Strand sein, um es ihnen gleichzutun.

»Beeil dich endlich!«, rief Sanja. »Noch sind wir allein!«

Mila folgte ihr und staunte einmal mehr, wie jung ihre Mutter trotz ihrer achtunddreißig Sommer wirkte, wenn sie reichlich Meeresgold zu entdecken hoffte. Auch Mila hielt die blauen Augen auf den Boden gerichtet. Von Kindesbeinen an begleitete sie die Mutter regelmäßig zum Strand und half ihr bei der Suche nach dem honigbraunen Stein. Geduld brauchte man. Nur den Gelassenen offenbart Antrimpus seine Schätze, betonte Sanja stets, und Mila fiel es meist leicht, geduldig zu sein. Es gab für sie nichts Wertvolleres als diese Stunden am Strand. Die See, deren Wellen mit dem immer gleichen Geräusch auf den Sand schlugen. Die Sonne, deren Strahlen sich im weißen Sand beinahe zu spiegeln schienen. Möwen, die hoch über ihnen ihre Kreise zogen und kreischend von ihren Abenteuern erzählten.

Was konnte es Schöneres geben? Vor allem, wenn man daran dachte, was die Menschen im Dorf sich erzählten. Wenn es stimmte, drohte ihrem Volk, den Samländern, Unheil und nein. Mila zwang sich, nicht daran zu denken. Die Götter würden auf ihren Stamm achtgeben, wie sie es seit jeher für alle Prussen getan hatten. Was hatte ihre Familie schon mit den Wandlungen der Welt zu schaffen? Das alles war unendlich weit weg.

Sie strich sich eine dunkelblonde Locke aus dem Gesicht und sah sich nach ihrer Mutter um. Sanja watete nun durch das flache Wasser und zog ein Netz hinter sich her. Immer wieder blieb sie stehen, um zu prüfen, was sich darin

gesammelt hatte. Ihre Stirn war vor Konzentration gerunzelt, und Mila wagte nicht zu fragen, ob sie schon etwas gefunden hatte.

Wenn Sanja nach Bernstein suchte, schien sie der Welt entrückt zu sein. Mila wusste, dass sie in Gedanken Kontakt mit den Göttern aufnahm und sie bat, die Gaben der Natur freizugeben. Als sie noch ein kleines Mädchen war, hatte sie sich so manche Ohrfeige eingefangen, wenn sie in diesen Momenten um die Mutter herumgetollt war oder an ihrem Rockzipfel gezogen hatte. Und doch hatte Sanja sie fast immer mitgenommen, denn Mila besaß ein ebenso gutes Auge für den Bernstein wie sie selbst.

Mila ging ein paar Schritte weit ins Wasser, bis die Wellen ihre nackten Zehen umspülten. Dann zog sie den wollenen Rock über die Knie hoch, ging in die Hocke und versenkte ihre Hände im Schlick. Sie schloss die Augen und verließ sich allein auf ihren Tastsinn. Spürte Holz, das vom Spiel des Meeres nass und glitschig war. Algen, die sich um ihre Finger winden wollten. Da! Ein Stein. Sie öffnete die Augen. Nein, dieser war grau. Den konnte sie nicht gebrauchen. Mit einem Seufzen ließ sie den Kiesel zurück ins Wasser fallen.

»Hast du schon etwas?« Sanja klang ungeduldig.

»Leider nicht.« Mila legte eine Hand an die Stirn, um ihre Augen vor der Sonne zu schützen, während sie ihre Mutter beobachtete, die kopfschüttelnd auf ihren Korb deutete.

»Ich habe schon zwei. Gib dir mehr Mühe! Ich will nicht den ganzen Tag hier verbringen.«

»Ja, Mutter.«

»Geh ein Stück weiter ins Wasser. Da vorn habe ich doch längst gesucht.«

Sanja machte eine Handbewegung, als würde sie Hühner in den Verschlag scheuchen. Mila gehorchte. Sie wollte Sanja nicht verärgern, sonst würde es bald Ohrfeigen hageln. Wenn Mutter wütete, ging ihr selbst der

Vater aus dem Weg. Mila fuhr sich mit den Händen durch das Gesicht. Der feuchte Sand, der noch an ihren Fingern klebte, scheuerte über ihre Haut und hinterließ dort eine Spur. Das Meer glitzerte in der Sonne, und obwohl es aussah, als leuchteten tausend Perlen auf den Wellen, schmerzte diese Schönheit in ihren Augen. Wieder versenkte sie ihre Finger im Schlick, ließ die feuchte Erde durch die Hände gleiten, bis sie endlich etwas Hartes ertastete. Vorsichtig hob sie ihren Fund auf. Der Stein war daumengroß, das Meer hatte seine Kanten glattgeschliffen. Besser, als jeder Handwerker es vermocht hätte. Von hellbraun bis abendsonnenrot gefärbt, schien er die Sonnenstrahlen förmlich anzuziehen, damit sie ihn zum Leuchten brachten.

Mila hielt für einen Moment die Luft an. Sie liebte Bernstein ohnehin, aber dieser war ein auffallend schönes Exemplar. Vorsichtig strich sie mit den Fingerkuppen über die Ränder des Steins. Es war, als würde er ihre Haut liebkosen. Wann hatte sie zuletzt so einen Stein gesehen? Er war perfekt. Zierrat sollte man aus ihm machen, dachte Mila.

Sie wusste jedoch, dass Sanja den Stein verbrennen würde, ohne mit der Wimper zu zucken, und dieser Gedanke erschien ihr beinahe unerträglich. Natürlich, die alte Ludica im Dorf war bettlägerig und wartete schon darauf, dass man ihr den heilbringenden Rauch, der beim Verbrennen des Bernsteins entstand, brachte. Doch dieses Wunderwerk in Flammen aufgehen lassen? Nein, das war nicht recht. Milas Herz schlug schneller, als sie den Stein in einen kleinen Beutel steckte, den sie unter ihrem Rockbund trug. Dann bückte sie sich, um rasch weiterzusuchen, ehe Sanja etwas bemerkte. Da ertönte eine Stimme hinter ihr.

»Mila!« Sanja stemmte die Hände in die Hüften und beobachtete, wie ihre Tochter sich langsam zu ihr umdrehte. »Was versteckst du da?«

Sie runzelte die Stirn, während sie zusah, wie die Wangen des Mädchens rot anliefen. Die großen blauen Augen waren vor Angst geweitet, stellte Sanja mit Genugtuung fest.

»Nichts, Mutter.«

Das Zittern in Milas Stimme verriet, dass sie log. Wie konnte sie es wagen? Sanja ging mit eiligen Schritten auf sie zu, ohne darauf zu achten, dass ihr Rock vom Salzwasser durchtränkt wurde. Mila blieb stocksteif stehen. Sanja holte aus und versetzte ihr eine Ohrfeige.

»Lüg mich nicht an!« Sie zerrte am Arm der Tochter. »Du hast einen Stein eingepackt, nicht wahr? Was fällt dir ein! Gib ihn her, sofort!«

Mila reagierte nicht. Stumm stand sie da und starrte Sanja an wie eine Statue. Dieses dumme Mädchen! Wie konnte sie es wagen, die Götter zu erzürnen? Einfach zu stehlen, was sie ihnen dargeboten hatten! Am liebsten hätte Sanja noch einmal zugeschlagen, ihr die Unverfrorenheit aus den Knochen geprügelt. Stattdessen zog sie ihrer Tochter das Hemd aus dem Rock. Mila gab einen erschrockenen Laut von sich, als Sanjas Fingernägel über ihre Haut kratzten und ein Tropfen Blut hervortrat. Recht geschah es ihr! Sanja langte in den Beutel, und Augenblicke später hielt sie in die Höhe, was Mila versteckt hatte.

»Es tut mir leid«, flüsterte das Mädchen. Sanja sah, dass Tränen in ihren Augen schwammen, und war versucht, tröstend die Hand nach der Tochter auszustrecken. Dann jedoch musste sie an Ludica denken. Ihre alte Freundin, die seit Jahr und Tag in der Hütte neben ihnen lebte und ohne Murren half, wenn eine zusätzliche Hand gebraucht wurde. Seit Wochen lag sie schon darnieder, das Fieber wollte nicht sinken, obwohl Sanja tat, was sie konnte. Von Tag zu

Tag schienen Ludicas Augen sich tiefer in die Höhlen zurückzuziehen. Sanja flehte die Götter jeden Abend an, ihr die nötige Kraft zu verleihen, um die Freundin zu retten, doch bislang waren ihre Bitten nicht erhört worden. Nun fand Mila einen Bernstein, der vor Energie und Macht nur so zu strotzen schien – und wollte ihn für sich behalten? Hatte sie ihre Tochter wirklich so erzogen?

»Ich habe nicht an Ludica gedacht«, fuhr Mila leise fort, als hätte sie die Gedanken ihrer Mutter erraten. »Verzeih mir.«

Sanja seufzte, als sie sich abwandte und den Bernstein zu ihren eigenen Fundstücken in den Korb legte. Vielleicht war es an der Zeit, Mila in die Obhut eines Mannes zu geben. Aras redete schon lange davon. Sanja würde ungern auf Milas helfende Hand verzichten, aber womöglich hatte Aras recht. Ihr fiel Helger ein, der Junge, der ihnen für einen Korb voll Essen oft bei der Arbeit half. Ein fleißiger Bursche, hochgewachsen und kräftig. Sicher, mit der mehrfach bei Keilereien gebrochenen Nase und dem hängenden Augenlid unter den feuerroten Haaren bot er keinen hübschen Anblick, aber das zählte nicht. Er war tüchtig, und vor allem ließ er sich nichts gefallen. Ein Mann wie Helger würde nicht dulden, dass Mila sich dem Tand hingab. Sanja bemerkte, dass ihre Tochter sie nachdenklich musterte, als ahnte das Mädchen, was ihr im Kopf herumging. Sie setzte ein Lächeln auf und hoffte, es würde unbeschwert wirken.

»Komm, wir gehen. Du kannst mir helfen, alles für Ludica vorzubereiten. Wir müssen das heilende Feuer anzünden.«

*

Mila folgte ihrer Mutter schweigend und vermochte ihren Blick kaum von deren Weidenkorb abzuwenden. Der Stein darin gehörte doch ihr. Sie hätte ihn zu gern näher

untersucht. Vielleicht sogar versucht, ihn noch besser zu glätten und rund zu schleifen. Einfach nur, weil er so schön war. Nun würde er in Flammen aufgehen. Für nichts.

Mila mochte Ludica und wünschte ihr von Herzen, dass sie Heilung fand. Aber dazu würden die Opfer, die Sanja den Göttern darbrachte, nichts beitragen. Mila hätte diesen Gedanken niemals laut ausgesprochen. Mit Schimpf und Schande würde man sie aus der Siedlung jagen, wenn jemand auch nur ahnte, was ihr durch den Kopf ging. Sie schämte sich selbst dafür, und doch ertappte sie sich immer häufiger bei solchen Überlegungen.

Wenn die Götter helfen konnten, warum griffen sie nicht endlich ein? Mutter flehte Auschauts, den Gott der Kranken und Gesunden, seit Wochen um Beistand an, ohne dass es Ludica besser ging. Wollte er der Nachbarin womöglich gar nicht helfen? Mila schluckte. So sollte sie nicht denken. Oft genug schien Auschauts Sanjas Bitten schließlich erhört zu haben.

Ihre Mutter war eine bekannte Heilerin und betonte immer, dass sie ohne das Wirken der Götter nichts vermochte. Und doch! Bei Ludica handelte es sich um eine alte Frau, die seit Jahren müder und müder wurde. Vielleicht war es einfach an der Zeit für sie, die Augen zu schließen? Wie oft hatte sie schon geklagt, dass ihr die Tage zu lang wurden und die Arbeit zu schwer?

Die Frauen schwiegen, während sie den schmalen Pfad von der Küste erklommen, der aus nichts als platt getretenem Sand bestand, und den dicht stehenden Laubwald passierten. Endlich erreichten sie die Siedlung, wenn man die kleine Ansammlung von Hütten so bezeichnen wollte, die weit verstreut auf einer großen Lichtung standen.

Ein Mädchen mit zerzausten braunen Haaren und leuchtend grünen Augen, die denen Sanjas glichen, stürmte auf sie zu und lachte übermütig.

»Da seid ihr ja.« Neugierig lugte die Kleine in den Korb, der an Sanjas Arm baumelte, doch die schob ihre jüngste Tochter sanft ein Stück zurück.

»Vorsicht, Lubina«, mahnte sie. »Die Ausbeute war nicht besonders gut, und wir brauchen alles für Ludica.«

»Ist sie immer noch krank?« Lubina zog eine Schnute. »Sie soll gesund werden.«

»Das wünschen wir uns alle. So, nun aber rasch.«

Sanja steuerte Ludicas Hütte an. Mila ergriff die Hand ihrer elfjährigen Schwester, bevor sie der Mutter folgte.

»Darf ich dabei sein?«, flüsterte Lubina, und Mila bemerkte das aufgeregte Glitzern in den Augen des Kindes.

»Ich glaube nicht.« Mila zuckte die Schultern und strich der Schwester tröstend über das Haar. »Mutter braucht Ruhe, wenn sie den Bernstein verbrennt. Sie muss all ihre Kräfte bündeln, damit der heilende Rauch wirken kann, weißt du.«

Lubina nickte.

»Irgendwann will ich auch eine Heilerin sein.«

»Das schaffst du bestimmt.« Mila sah sich um und entdeckte ein anderes Mädchen in Lubinas Alter, das verlegen an seinem Hemd nestelte und zu ihnen herübersah.

»Schau mal, dort ist Dana. Vielleicht hat sie Zeit zum Spielen.« Mila zwinkerte ihrer Schwester zu. »Jetzt ist eine gute Gelegenheit, sonst fällt Mutter bestimmt eine Arbeit für dich ein.«

Lubina stellte sich auf die Zehenspitzen und drückte Mila einen Kuss auf die Wange.

»Danke. Du bist die allerbeste Schwester!«

Hüpfend vor Freude lief sie auf die Spielkameradin zu, und Augenblicke später waren die Mädchen kichernd zwischen den Bäumen verschwunden.

»Mila!«, erklang die ungeduldige Stimme ihrer Mutter aus dem Inneren von Ludicas Hütte.

»Ich komme schon!«

Mila eilte zu ihr, um die Mutter nicht noch mehr zu erzürnen. Durch den offen stehenden Türspalt schlüpfte Mila hinein. Sanja stand an der Feuerstelle, und die Flammen züngelten bereits in die Höhe.

Sie griff nach einem Ast und begann, in der Glut zu stochern.

Mila beobachtete einen Augenblick lang die geschickten Handgriffe ihrer Mutter, dann wandte sie sich zu Ludica um, die auf einem Strohlager in der Mitte der Hütte lag. Zögernden Schrittes ging Mila auf sie zu.

»Ludica? Ich bin's, Mila.«

Sie streckte die Hand aus und legte sie auf die Stirn der alten Frau. Nass und kalt fühlte die Haut sich an und dünn wie Pergament.

»Wie geht es dir?« Sie zog die Wolldecke, unter der Ludica lag, ein Stück höher. War sie noch dünner geworden? Ihre grauen Augen blickten ohne jeden Glanz zu Mila auf. Sah sie das Mädchen überhaupt? War sie der Welt nicht schon halb entrückt? Mila streichelte über Ludicas Wange. Sie durfte jetzt nicht daran denken, wie energisch die alte Frau früher gewesen war. Wie sie Ziegen gemolken und unwillige Hühner zusammengescheucht hatte. Wie sie nicht gezögert hatte, es mit jedem Mann aufzunehmen, wenn es sein musste. Ludica hatte immer gern den Becher gehoben und sich von nichts und niemandem etwas gefallen lassen. Und nun lag sie da, nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Die Alte öffnete die Lippen, die eingefallen waren und rau aussahen. Ihre Stimme, die früher quer durch die Wälder getönt hatte, war nur noch ein heiseres Krächzen.

»Mila? Ist deine Mutter?« Sie hustete. Mila drückte ihre Hand.

»Ja, Mutter ist hier. Wir haben heute Bernstein gesammelt. Sie verbrennt die Steine. Gleich wirst du den Rauch riechen, dann geht es dir bestimmt besser.«

Ludica schüttelte den Kopf.

»Sie soll nicht ... zu spät. Ich will ...«

Wieder schüttelte ein Hustenanfall die Frau, und sie verzog unter der Anstrengung schmerzhaft das Gesicht.

»Schlafen, Mila. Bitte lasst mich einfach schlafen. Es ist nun gut.«

Sie brach ab und schloss die Augen, als hätten die wenigen Worte sie unendlich viel Kraft gekostet. Mila strich der alten Frau über das Haar und versuchte, den Kloß in ihrem Hals herunterzuschlucken. Ludica wollte nicht mehr leben. Warum durfte sie nicht einfach gehen? Wenn man jemanden liebte, musste man dann nicht auch seine Wünsche achten? Selbst wenn sie einen schmerzten?

»Bring mir eine Schale, Mila«, unterbrach Sanja ihre Gedanken.

Mit einem Seufzen ließ Mila Ludicas Hand los. Sie griff nach einem Gefäß, das in dem Regal neben dem Lager der alten Frau stand, und ging zurück zu ihrer Mutter, die das Feuer inzwischen noch weiter angeheizt hatte. Die Schwaden tanzten nun hoch an die Decke, und der Rauch kratzte in Milas Hals, als sie neben Sanja trat und ihr den Kessel hinhielt. Ohne Mila anzusehen, nahm Sanja ihn entgegen und legte den Stein, den sie bereits in der Hand hielt, hinein. Milas Stein!

Mila spürte, wie ihr Herzschlag sich beschleunigte. Ihr wunderschöner Stein. Er hätte alles werden können, eine Zierde. Mit Fingerfertigkeit und etwas Werkzeug hätte sie ihn verwandelt. In etwas, das bis in alle Ewigkeit überdauert und Menschen noch Freude bereitet hätte, wenn sie alle längst nicht mehr hier waren. Nun aber würde er zerstört werden, in dem verzweifelten Versuch, eine Frau zu retten, die dem Tod näher stand als dem Leben. Die gar nicht mehr hier sein wollte! Mila starrte auf den Stein. Wie schön er im Sonnenlicht gefunktelt hatte. Und nun sollte er in grauen Rauch aufgehen.

»Mutter«, nahm sie all ihren Mut zusammen. »Ich glaube, wir sollten das nicht tun. Ludica möchte ...«

»Schweig!«

Sanja fuhr herum. Und Mila wusste, dass sie einen Fehler begangen hatte.

*

Was war nur mit Mila los? Sanja biss sich auf die Unterlippe. Dies war nicht der rechte Augenblick, um dem Mädchen eine Lektion zu erteilen. Das würde warten müssen, aber dann würde sie ihr diese Flausen austreiben. Mit aller Macht! Zunächst jedoch galt es, Ludica zu retten. Wenn ihr noch etwas helfen konnte, dann war es der heilende Rauch. Wie konnte es sein, dass Mila das nicht verstand? Mit spitzen Fingern hob Sanja den Bernstein hoch, den ihre Tochter am Strand gefunden hatte, und musterte ihn noch einmal. Ein großes Stück war es, schön geformt von den Wellen. Wenn sie mit dem Nagel darüber kratzte, blieben Rillen zurück. Er würde gut brennen, dachte sie. Besser als jene, die sie selbst am Morgen gefunden hatte. Aus dem Augenwinkel warf sie ihrer Tochter einen Blick zu. Da stand Mila, mit hängenden Schultern. Als würde sie einen echten Verlust beweinen wollen. Erneut spürte Sanja, wie Wut in ihr aufstieg. Am liebsten hätte sie die Hand gehoben und Mila diesen Unsinn aus dem Kopf geprügelt. Einen Stein dem Leben einer Freundin vorzuziehen!

Sie packte Mila am Arm und zog sie zu den Flammen. Vielleicht war es an der Zeit, das Mädchen auf die Probe zu stellen.

»Sieh hinein«, forderte sie die Tochter auf. »Was erkennst du? Sprechen die Götter zu dir, zeigen sie dir etwas?« Gespannt beobachtete sie, wie Mila die Augen ein Stück zusammenkniff und in das Feuer schaute. Sie spürte, dass das Mädchen einen Schritt zurücktreten wollte, als die Hitze in ihrem Gesicht schmerzte, doch Sanja hielt sie fest.

»Nicht«, mahnte sie. »Bleib stehen. Sieh in die Flammen!« Sanja spürte, wie ihr Herz schneller schlug. Mila war ihr eine große Hilfe, wenn es um den Bernstein ging, und würde eine gute Heilerin sein, wenn die Götter ihr beistanden. War das der Fall? Sprachen sie durch das Feuer zu ihr, wie sie es zu Sanja taten? Mila rührte sich nicht, doch Sanja meinte, einen unwilligen Zug um ihren Mund zu erkennen, und hätte sie am liebsten geohrfeigt. Sie war kurz davor, die Geduld zu verlieren, als Mila endlich sprach.

»Ich ...« Sie zögerte und kniff die Augen noch etwas weiter zusammen, als könnte sie so die Bilder, die das Feuer ihr zeigte, deutlicher sehen.

»Was?«, zischte Sanja und packte Mila noch fester am Arm.

»Ein Pferd«, stieß Mila hervor, und ihre Stimme klang heiser. »Ein weißes Pferd.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Es sieht friedlich aus. Edel und wunderschön.« Ein Lächeln umspielte die Lippen der jungen Frau, die beinahe verträumt in die Flammen blickte. Sanja beäugte sie misstrauisch, doch Mila sah nicht aus, als erlaube sie sich einen Spaß. Sie wirkte eher verwundert darüber, dass sie tatsächlich etwas erkannt hatte.

Sanja beugte sich vor und starrte nun ebenfalls in die Flammen. War dort wirklich ein Schimmel zu sehen, ein heiliges Tier? Falls ja, was bedeutete das für ihre Tochter? Dann stehen die Götter fest an ihrer Seite, dachte sie. Dann würde Mila Großes widerfahren. Doch als Sanja in die Flammen sah, veränderte sich nichts. Rot loderten die Flammen, Funken sprühten, und das Holz knackte, als es sich dem Feuer ergab. Da war nichts. Gar nichts. Mila hatte sie zum Narren gehalten. Sie hatte es gewusst. Ungeduldig verpasste sie der Tochter einen Stoß.

»Geh zur Seite. Gar nichts hast du gesehen! Unfug!«

Sanja selbst schloss nun die Augen, ohne Mila weiter zu beachten, schluckte ihre Wut herunter und wandte sich innerlich an die Götter. *Eure treue Dienerin Sanja fleht euch an: Rettet Ludica. Nehmt dieses Opfer an, und verleiht dem Rauch eure heilende Kraft.* Dann ließ sie den Bernstein in die Flammen fallen und sah zu, wie er in der Glut versank, wie die Flammen um ihn züngelten, ihn einhüllten und verwandelten, während ein harziger Geruch aus dem Feuer aufstieg. Ihr wurde schwindlig, und sie öffnete die Augen. Das Feuer tanzte vor ihren Augen, Funken sprühten. Weiter und weiter flogen sie. Kleine Glutnester, die Licht in die Dunkelheit brachten. Doch was war das? Sie meinte, etwas zu erkennen. Sanja kniff die Augen zusammen.

Da! Inmitten der Flammen zeichnete sich etwas ab. Es sah aus wie ... Sanja sog scharf die Luft ein. Ein Kreuz! Sie hatte ein Kreuz in den Flammen gesehen. Das Symbol der Christen! Sie taumelte nach hinten. Was hatte das zu bedeuten?

»Eine Warnung«, flüsterte sie tonlos. Gänsehaut kroch ihr über die Unterarme. Sanja fröstelte, obwohl sie direkt neben dem Feuer stand.

»Mutter?« Sie spürte Milas Hand an ihrem Ellbogen, als sie ins Wanken geriet. »Mutter, geht es dir gut?«

Es kam ihr vor, als käme die Stimme ihrer Tochter von weit weg, aus der anderen Welt. Sanja schüttelte den Kopf, und alles Blut wich ihr aus den Wangen.

»Ein Kreuz«, wiederholte sie und starrte ihre Tochter aus geweiteten Augen an. »Da war ein Kreuz. Sie kommen! Sie kommen, um uns zu holen.«

2.

Johan ließ den Blick über die Zelte wandern, die sich dicht gedrängt vor ihm auftürmten. Weiße Stoffbahnen, so weit das Auge reichte. Es war, als läge eine Stadt aus Schnee vor ihm.

»Brr.« Er zog die Zügel an, und sein braver Schimmel blieb stehen. Johan schwang sich aus dem Sattel, holte einen Apfel aus seinem Beutel und reichte ihn Wanja. Der Hengst kaute mit Appetit, während Johan ihn locker am Zügel hielt und die schneeweiße Mähne streichelte.

»Wie soll ich mich hier jemals zurechtfinden?«, murmelte der Zwanzigjährige, den Blick weiterhin auf die Zeltstadt gerichtet, und pustete eine Strähne seiner schwarzen Haare aus der Stirn. Er hörte die Geräusche aus dem Lager bis hierhin. Metall, das auf Metall schlug. Rufe und Piffe. Dumpfes Gelächter. Der Wind trug eine Mischung aus Bratenduft, Ruß und Pferdedung zu ihm.

Johan dachte an das kleine Holzhaus zurück, das er mit seiner Mutter in Dänemark bewohnt hatte. Mutters Schwester Anna war Jahre vor ihnen dorthin gezogen, denn ihr Mann Mads hatte eine dänische Mutter und war in Westjütland aufgewachsen. Er war früher Kaufmann gewesen und hatte sich auf einer Handelsreise Hals über Kopf in die junge Anna verliebt. Johans Mutter hatte immer wieder mit einer Mischung aus Schmunzeln und Schaudern erzählt, wie viel Streit es in der Familie zunächst wegen dieser Verbindung gegeben hatte, bis ihr Vater Mads schließlich akzeptiert hatte. Auf einer Düne am Meer, ganz

in der Nähe der beiden, hatten sie gelebt. Das Seegras wuchs bis zu ihrer Tür. Wenn er im Sommer barfuß nach draußen ging, kitzelte es sanft auf der Haut, als wollte es ihn daran erinnern, wie gesegnet er war, weil ihn morgens die Weite des Strandes und das Blau der Nordsee begrüßten. Wenn Mutter ihre Kleidung zum Trocknen aufgehängt hatte, rochen die Stoffe hernach nach dem Salz des Meeres. Nach Freiheit! Behaglich und warm war es in ihrem Häuschen gewesen, mit einer Feuerstelle, auf der zu fast jeder Tageszeit ein Kessel stand, aus dem es nach Gemüse duftete.

Mit einem Seufzer tätschelte er Wanjass Hals und zwang sich, kein Heimweh aufkommen zu lassen. Im Grunde war er Onkel Mads dankbar, dass er seine Beziehungen hatte spielen lassen. Mads selbst war nie im Orden gewesen, aber sein Vater Peter hatte im Heiligen Land im Dienst der *Brüder vom Deutschen Haus St. Mariens in Jerusalem* gestanden. Lange bevor aus der Hospitalbruderschaft ein Ritterorden wurde, war Peter dort als Zimmermann beschäftigt gewesen, und Johan hatte das Glück gehabt, den alten Mann noch kennenlernen zu dürfen, ehe ihn im letzten Winter ein Fieber dahingerafft hatte. Peter hatte ihm gezeigt, wie man ein Dach anständig deckte, wie man eine Hütte wetterfest machte und wie man Möbel herstellte, wenn man kaum mehr als ein morsches Stück Holz zur Verfügung hatte.

»Im Orden habe ich alles gelernt, was es über das Bauen zu wissen gibt«, hatte er immer wieder voller Stolz erzählt. »Sie werden Burgen bauen, mein Junge, größer, als du dir überhaupt vorstellen kannst. Und darin wird es Platz geben für die Kranken und Leidenden, um die sie sich kümmern werden.«

Johan wusste noch, wie er regelrecht an Peters Lippen gehangen hatte, während er davon träumte, dabei zu sein, wenn eine solche Festung aus dem Nichts entstand. Ohne Peter wäre Johan nicht, wo er jetzt war. Er war es auch

gewesen, der ihm gegen Mutters Widerstand zur Seite gesprungen war. Sie hatte nicht gewollt, dass er in den Orden ging. Auch Johan selbst hatte Zweifel gehabt, doch Peters Erzählungen hatten seinen Wunsch immer stärker werden lassen.

»Es ist nicht der richtige Platz für dich«, war alles, was Mutter dazu gesagt hatte. Johan wusste noch, wie sie dabei ihre Lippen zusammengekniffen und in die Ferne gestarrt hatte. Wenn Peter ihr nicht mit Engelszungen wieder und wieder beteuert hätte, dass sie dem Traum ihres Sohnes nicht im Weg stehen dürfe und dass es ihm im Orden gut ergehen würde, wäre Johan heute nicht hier. Er richtete sich auf und atmete tief durch.

»Ich schaffe das«, sprach er sich selbst Mut zu.

»Da bin ich sicher!«

Johan fuhr herum. Wer hatte da gesprochen? Sein Herz schlug schneller, und seine Hand fuhr an den Gürtel, in den er einen Dolch gesteckt hatte, um sich gegen Angreifer zu verteidigen. Bisher war er auf seiner weiten Reise von Überfällen verschont geblieben. Sollte sich das nun ändern? So kurz vor dem Ziel?

Ein Mann trat zwischen den Eichen hervor. Er hob die Hände, ohne Johans Dolch aus den Augen zu lassen.

»Steck ihn weg«, rief er unaufgeregt. »Ich habe nicht die Absicht, dich zu überfallen. Ich müsste verrückt sein – so dicht vor dem Lager des Ordens.«

Er lachte dröhnend und kam Schritt für Schritt auf Johan zu, der zögerlich seine Waffe sinken ließ. Der Fremde erinnerte ihn an einen Bären. Hochgewachsen und kräftig, marschierte er auf ihn zu. Die braunen Haare waren ungewöhnlich kurz geschnitten und bildeten einen Kontrast zu seinem buschigen Bart, der nur die Oberlippe frei ließ. Seine blauen Augen blitzten, als fände er die Situation erheiternd. Als er näher kam, bemerkte Johan überrascht, wie jung der Mann war – kaum älter als er selbst.

»Wer bist du?«, rief er ihm entgegen und bemühte sich, seine Anspannung nicht zu zeigen. Betont gelassen tätschelte er noch einmal Wanjass Hals. Der Hengst tänzelte und merkte sehr wohl, dass Johan auf der Hut war.

»Friedrich«, antwortete der Fremde und blieb wenige Schritte vor Johan stehen. Er verschränkte die Arme vor der Brust und grinste.

»Und ich weiß, wer du bist. Johan, nicht wahr?«

Der Angesprochene hob fragend die Augenbrauen.

Friedrich schmunzelte.

»Einer unserer Späher hat dich entdeckt. Du bist im Moment der einzige Neuankömmling, den wir erwarten. Wie war deine Reise?«

Johan begriff und spürte, wie Erleichterung ihn durchflutete.

»Du gehörst zum Deutschen Orden?«

»Stets zu Diensten.« Friedrich deutete eine schelmische Verbeugung an, dann richtete er sich auf und schlug Johan auf die Schulter. »Ich gestehe, ich bin gerade ohne meine Ordenskleidung unterwegs. Das wird nicht gern gesehen, aber nachdem mein nicht allzu treues Pferd mich heute schon recht unsanft in einen Tümpel geworfen hat, mussten meine Sachen gewaschen werden.«

Er zwinkerte Johan zu. »Komm mit. Du brauchst ein Bad, wenn ich das so sagen darf. Du riechst schlimmer als ein Fuder Pferdeäpfel. Ich schätze, zu einem Krug Bier und etwas Eintopf würdest du auch nicht nein sagen, oder?«

»Da hast du recht. Mein Magen knurrt seit Stunden.«

»Wie heißt dein Pferd? Sieht nach einem soliden, gesunden Ross aus.«

»Das ist Wanja.« Johan drehte sich zu seinem Pferd um und strich sanft über die Mähne des Hengstes. Friedrich nickte anerkennend. »Er wird dir in den Schlachten ein guter Begleiter sein, denke ich.«

»Das hoffe ich.« Johan überlegte einen Moment. »Seid ihr derzeit in viele Kämpfe verwickelt?«

Friedrich schüttelte den Kopf, doch Johan bemerkte, dass sich ein Schatten über die eben noch heiteren Züge des Ordensritters legte.

»Wir nicht. Bei den Brüdern ein wenig weiter im Westen sieht es anders aus. Da steht das Land in Flammen, und das ist nicht übertrieben. Die Prussen sind keine einfachen Gegner. Wir hoffen, dass wir sie überzeugen können. Es ist immer besser, wenn die Schwerter schweigen. Allerdings scheinen sie an ihren Götzen zu hängen und sind nicht begeistert von der Aussicht, in den Schoß des Herrn aufgenommen zu werden. Sagen wir es so, sie begrüßen uns nicht gerade mit lauten Halleluja-Rufen.«

Er warf Johan einen Blick zu. »Wie sieht es mit dir aus? Bist du einer von denen, die es kaum erwarten können, blutbesudelt aus einer Schlacht zurückzukommen?«

»Nein.« Johan schüttelte den Kopf. »Beileibe nicht. Ich bin einer von denen, die gekommen sind, um Leid zu lindern, wo immer es geht.«

»Aber du willst Ritter werden? Kein Priesterbruder?«

»Richtig.« Johan runzelte die Stirn. »Wieso fragst du? Ist die Hilfe am Nächsten allein den Priestern vorbehalten?«

»Das bezweifle ich. Aber du siehst drahtig aus. Wie ein Kämpfer.«

»Ich bin im Schwertkampf durchaus geübt«, entgegnete Johan bescheiden und unterdrückte ein Lächeln. Er wusste nichts von Friedrich und würde ihm nicht auf die Nase binden, dass er das Schwert zu führen wusste wie kaum ein Zweiter. Die letzten Monate, wenn nicht Jahre, hatte er Tag für Tag mit Onkel Mads geübt. Sie hatten die Schwerter geschwungen, bis manchmal Blut und fast immer Schweiß und Tränen geflossen waren. Ja, Johan konnte kämpfen. Doch das war nicht der Grund, aus dem er hier war.

»Mich hat seit jeher fasziniert, wie gut die Krankenpflege des Ordens ist«, erklärte er Friedrich, »und ich bin selbst nicht ungeschickt im Handwerk. Hast du die

Hütten der Prussen gesehen? Ich denke, da könnte man vieles verbessern. Und ich könnte den Orden darin unterstützen, gute Lazarette zu bauen. Für die Versorgung der Verwundeten und Kranken!«

Friedrich musterte ihn zweifelnd. »Wenn sie dich lassen. Sowohl unsere Leute als auch die Prussen. Komm jetzt, mein Freund, ich zeige dir das Lager.«

Als sie nur Minuten später durch die Gassen der Zeltstadt ritten, bemühte Johan sich, sein Erstaunen zu verbergen, damit sein Begleiter ihn nicht für einen dummen Jungen hielt. Die weißen Zelte standen dicht an dicht in ordentlichen Reihen. Allenthalben waren Flaggen gehisst, die ein schwarzes Kreuz auf weißem Tuch zeigten. Es gab großzügige Bereiche für die Pferde, die geschützt in der Mitte des Lagers untergebracht waren. Hier und dort wurde gehämmert oder gesagt. Man hörte Metall auf Metall schlagen, wo einige Ritter sich vermutlich mit dem Schwert übten, und ein aromatischer Geruch nach gebratenem Fleisch stieg ihm in die Nase. Es war, als sei er in eine richtige Stadt und nicht in ein Zeltlager gezogen. Zum ersten Mal seit seiner Abreise aus Dänemark wurde ihm bewusst, dass ihn eine völlig neue Welt erwartete. Johan schluckte. Würde er an diesem Ort bestehen?

Friedrich warf ihm einen Blick von der Seite zu.

»Bist du bereit für all das?«, stellte er die Frage, die Johan selbst gerade durch den Kopf ging. »Kämpfe, Verletzte. Und nicht zu vergessen Keuschheit, Armut und Gehorsam. Gerade die Keuschheit ist ja nun nicht jeden Mannes Sache.«

Er zwinkerte, als Johan rot anlief, und lachte schließlich lauthals. Dann beugte er sich zu Johans Ohr.

»Ich versichere dir, damit nehmen es viele nicht so genau. Auch meine Lenden sind viel zu großzügig ausgestattet, als dass ich sie den Weibern vorenthalten wollte.«